

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 47

Artikel: Die erste Predigt
Autor: Eichmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646206>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 47 — XIII. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 24. November 1923

Der Föhn.

Von Alfred Hugenberg.

Ein graulich Stöhnen in Grund und Schlucht,
Schwer hängt überm Tal der Berge Wucht.
Die Arven lauschen: — Ist er da?
„Vater, wie sind die Berge nah, —
Ich kann sie fassen mit der Hand!“
Lösch aus die Glut, zertritt den Brand!
Schirm Gott unsere armen Hütten!

Nun fällt er herein über Grat und Kamm,
Da wehrt keine Wehr, da dämmt kein Damm.
Sein Mantel fliegt, sein Atem geht heiß,
„Vater, wie färbt der See sich weiß!“
Gnad Gott dem verlorenen Schiffersmann,
Der nicht den rettenden Strand gewann!
Der Föhn muß sein Opfer haben.

Die Lauen donnern, der Bergwald kracht,
Das Heer der verdammten Geister lacht.
Kein Herz so hart, es schmilzt im Gebet,
Hilf Gott, der jünste Tag erseht!
„Vater, was glüht im Tal so rot?“
Ein Glöcklein bittelt durch Graus und Not,
Sein Schrei geht im Sturm verloren.

Aus: „Lebenstreue“. Neue Gedichte. E. Staackmann, Leipzig.

Die erste Predigt.

Von Ernst Eschmann.

Der Theologie-Kandidat Sebastian Himmel schritt an einem klarblauen Ostersonntag-Nachmittag dem Pfarrdorfe Lindenhöh zu. Er achtete kaum der lachenden Frühlingspracht, die rings in den blühenden Wiesen und Baumgärten, in allen Schlfen und Winkeln trieb und leuchtete. Er richtete den Blick auf den holperigen Weg, schaute von Zeit zu Zeit auf nach der Kirche mit dem behäbigen Käsbiscenturm und starrte wieder in den Boden hinein. Je näher er dem Gotteshause rückte, um so enger, um so drückender wurde es ihm um den Hals, er tat einen tiefen Atemzug und verband damit einen innigen, aus dem innersten Herzen heraufsteigenden Wunsch: wenn sie nur schon vorbei wäre, die erste Predigt!

Wie konnte er nur so dumm sein, schalt er sich selbst, sich solche Gedanken zu machen. An der Universität waren ihm die homiletischen Übungen eine Freude, und der Professor hatte ihm erst neulich wieder im Seminar nach einem wohlgelungenen Probestück eine erfolgreiche Rednerzukunft vorausgesagt. Da hatte er freilich nur einen kleinen Zuhörerkreis gehabt, und alles ihm vertraute Leute, ja Freunde.

Da durfte man den Faden verlieren, die Kunstpause in die Länge dehnen, und wenn alle Stride rissen, das Geschriebene zur Hand nehmen und so sich wieder aus der Wirnis in die Helle und Sicherheit schwingen. Aber auf der Kanzel! Da hängt einem die ganze Gemeinde an den Lippen, jedes Versprechen könnte zum Verhängnis werden, geschweige denn, wenn der ganze Karren aus dem Geleise käme! Das Bangen, die Unruhe, das Lächeln und Richern in den Bänken, die Schande, Jesus, die Schande! Auf jedenfall wird ein Trüpplein eher neugieriger als andächtiger Kirchgänger da sein, denn das Lokalblättchen hat es ja gestern aller Welt verkündet, daß ein Student die Nachmittagspredigt hält, er, Sebastian Himmel. Und zwar mit dem Text: Markus 16, Vers 8.

Und auch sonst noch sollte die Predigt gelingen. Denn, so viel man ihm erzählt hatte, besaß der Pfarrer von Lindenhöh ein allerliebtes Töchterlein, Anna heiße es und sei so schlicht und ungeziert wie sein Name. Von Wissenschaften verstehe es zwar nicht viel, dafür lege es eine so wohlgefällige Weltflucht an den Tag, daß diese einem

tausendmal lieber sei als das Wissen um alle Fakultäten. Vor diesem Pfarrersmägdelein ganz besonders wollte er in Ehren dastehen, seine Predigt mußte zünden, ja einschlagen, und wenn es ihm befriedigt, falls es auch in die Kirche kommen sollte, beim Amen zulächelt, wird das der schönste Lohn sein für alle Müh' und Aengste.

Sebastian Himmel hatte in sanftem Anstieg die ersten Häuser von Lindenhöh erreicht. Es waren einfache Kiegelbauten mit Blumen vor den Fenstern. Nun hielt er inne und wüßte das letzte und hinterste Stäublein von seinem schwarzen Festgewand, machte hohle Wangen und blies über den spiegelnden Zylinder hinweg. Am Straßenrand machte er ein paar Schritte, damit die Gräser jedes Flecklein von den Schuhen nehmen. Nun stapfte er hlißblank gepußt auf das nahe Pfarrhaus zu. Das stand da wie ein Schloßchen mit einem eingebauten, viereckigen Turm, der ganz umspinnen war von Blättergrün und Efeuranken. Eine steinerne Treppe führte auf eine schattige, heimelige Vorlaube, und darin saß auf einer grünen Bank ein Mädchen in einfachem Sonntagsstaat. Auf der beblumten Schürze streichelte es eine schneeweiße Kacke und redete mit ihr, als ob's ein Kindlein wäre. So freundlich, so heimelig, so liebevoll. Der Kandidat hielt inne, lauschte ein Weilchen und freute sich am köstlichen Bilde, das sich ihm darbot. Immer noch unbemerkt erschaute er bei näherem Zusehen zur Rechten und Linken des Mädchens noch ein kleines, weißes Miezchen, ein jedes haargenau vom Schlage der Mutter, die Pfötchen schwarz, als ob sie Schühlein trügen, und auch einen schwarzen Fleck um's Näschen. Abwechslend hüpfen sie hinauf am weißen Schürzenband des Fräuleins, häkelten und spielten an den Spitzen herum und schienen nicht gar eifrig zu hören auf die warnenden Zureden ihrer Beschützerin. Sebastian Himmel nahm sich ein Herz, tat einen lauten Schritt und steuerte auf die Treppe zu. Jetzt hüftelte er, nahm den Zylinder ehrerbietig vom Kopfe und grüßte. Das Pfarrerstöchterlein erhob sich, setzte behutlich die weiße Kacke auf den Boden und streckte dem Kandidaten seine Hand. Und handkehrum begann es auch gleich zu plaudern, streute hie und da ein lustiges Wort ein, daß es Sebastian Himmel ganz wohl und leicht um's Herz wurde, und alle Zweifel und Aengste um seine erste Predigt verfliegen wie ein Frühnebelchen im Sommer.

Der selbe freundliche Empfang wurde ihm auch zu Teil von Seite des alten Pfarrherrn. Er kam auf ihn zu in der Stube in seinem schwarzen Samtkäpplein, das einen allerliebsten Kranz gestickter Blumen trug und schüttelte dem jungen Gottesgelehrten herzlich die Hand. Als er erfuhr, daß es heute galt, eine erste Predigt zu halten, wurde er noch aufgeräumter und breitete vor dem Gaste einen Strauß der schönsten Jugenderinnerungen aus, unter denen auch seine erste Predigt keine unwichtige Rolle spielte. Seine Betrachtungen schloß er so nebenbei mit der Frage: ein so strammer Gottesmann werde vom Lampenfieber nicht geplagt sein? Es seien zudem alles einfache Leute in der Kirche, und was er ohne Bedenken und Mühe einem jeden von ihnen zu Hause sagte, werde er auch sagen können, wenn sie in Reih' und Glied in den Bänken sitzen, die Frauen und die Kinder im Schiff, das Mannenvolk auf den Emporen. Sebastian Himmel hätte daraufhin Garantie ge-

geben, daß seine erste Predigt einen guten, ja glänzenden Verlauf nehme, so sicher fühlte er sich. Es war ihm, sie bekomme noch eine ganz besondere Weiße durch die zuntunliche Freundlichkeit des Pfarrerstöchterleins. Denn das half ihm in die schwarze Kutte ihres Vaters schlüpfen, es setzte ihm das Bäffchen zurecht, daß es ja gut saß und fuhr noch einmal gründlich mit der Bürste über den feierlichen Chorherrenrock. Und gleich begann es auch schon in der Kirche nebenan zu läuten. Nach dem kleinen Abendglöcklein fielen alle größern Glocken ein, und in einem langen Zug strömten die Leute von Lindenhöh zum Nachmittagsgottesdienst. Wie sie Sebastian Himmel so durch's Fenster verfolgte, war's ihm doch, je länger je mehr, als krabbelten alle auf seine Seele, als verwirrten sie seine schönen Gedanken, die er so gut geordnet hatte, und ein jeder Glöckenschlag vom Turme rührte, ja pochte an sein Herz, daß es selbst mitzupochen begann, und um so lauter und eifriger, je mehr der große Zeiger am Zifferblatte vorrückte. Langsam ging der junge Prediger in der Stube auf und ab, dann eiliger und immer schneller, öffnete das Gesangbuch, schaute nach dem Lied und schlug die goldumranderte Bibel nach den Textesworten auseinander.

Inzwischen rüstete sich auch Fräulein Anna zum Kirchgang. Der alte Pfarrherr klagte über Müdigkeit und entschuldigte sich mit seiner vierzigjährigen Amtstätigkeit, wenn er zu Hause bleibe und ein Stündchen der Ruhe pflege. Mit warmen Glückwünschen entließ er seinen Stellvertreter und schaute ihm und seiner Tochter von der Treppenlaube herunter noch ein Weilchen nach, wie sie durch die schattige Platanenallee der Kirche zuschritten.

Bei diesem Gang ertappte sich der junge Prediger auf ganz unerwarteten, ja ganz unebetenen Gedanken. Daß sich der Weg doch in die Länge ziehen möchte! Es ging sich so schön und gut neben dem Pfarrerstöchterlein von Lindenhöh, man gleitete dahin und wußte nicht wie, viel zu schnell. So etwa könnte er sich den Weg in den Himmel vorstellen.

Doch plötzlich schrak er zusammen, als ob er erwacht wäre aus einem schönen Traume. So unheilig weltliche Gedanken zu haben auf dem Wege zur Kirche! Fort mit ihnen, und alle Kraft gesammelt auf die Predigt! Ja, wie lautete nur der erste Satz, mit dem er beginnen wollte? Ja, wie lautete der? Ein neuer Schreck fuhr Sebastian Himmel durch die Glieder: die Predigt! Wenn er nicht einmal den Anfang mehr wußte, wie würde Fortgang, Mitte und Ende werden? Furchtbare Aussichten! Gewiß war das die Strafe, die seinen unkirchlichen Träumen auf dem Fuße folgte. Und gerade auf den ersten Satz hatte er beim Studium solche Mühe verwendet! Mit einem kühnen, packenden Rud wollte er das Schifflein seiner Predigt in das Freudenmeer des Ostertags stoßen und darin auf- und untertauchen nach Herzenslust. Und jetzt raubte ihm die Not und Tüde der Zeit diesen verheißungsvollen Anfang.

Die Glocken verstummten. Fräulein Anna hatte ganz vorn in der Pfarrbank Platz genommen. Eben stieg Sebastian Himmel zitternd und zagend die knarrende Kanzeltreppe hinan. Er warf noch einmal einen Blick ins Freie, wie um Luft zu schöpfen. Frisch und würzig strömte sie

durch das Portal, das dem herrlichen Ostertag und dem erquickenden Frühlingsodem zulieb offen geblieben war.

Kirchengefang und Gebet waren vorüber. Da trug im letzten Augenblick ein guter Engel dem hilflosen Prediger den entfallenen Anfang zu, und nun flossen ihm die Worte von den Lippen wie ein Strom, der von goldenem Glanze und unversieglich ist. Aber ihm schien, als lenke eine geheime Kraft ihm Wässerlein um Wässerlein ab, als zögen sich die Ufer zusammen und schlossen sich gar in absehbarer Ferne. Wie würde das werden, wenn der Strom gar versiegle! Nein, jetzt wollte er eine Weile zu den Männern reden auf der Empore und nicht mehr hinunter ins Schiff, wo das Pfarrerstöchterlein so sitzlam und anmutig dasaß, die Augen auf ihn geheftet, andächtig, interessvoll, ganz Seele, Bild und christliche Liebe.

In diesem fragwürdigen Zeitpunkt, da Wort um Wort versickerte, schwang wohl ein unheiliger Geist ein Schleichen um den hangenden Pfarrherrn und trieb ihn vollends dem Verhängnis in die Arme. Denn eben kam unschuldig und gut gelaunt die schneeweiße Kaze durch's offene Portal geschritten. Sorgfältig setzte sie ihre schwarzen Pfötchen auf die Sandsteinplatten und schaute um sich, ob ihre Kinderlein auch nachkämen. Und richtig, zur Rechten und Linken trippelten sie einher, hüpfen auf und spielten mit dem silberglänzenden Schleppenschweif ihrer Frau Mutter. Und diese setzte sich ein Augenblicklein hin, sträubte die Ohren, als ob sie vom Osterevangelium auch ein gut Teil sich erobern wollte. Ja, sie nahm Auge, Mund und Nase so voll davon, daß sie sich ein paar Mal erniesen mußte, und nun wandelte sie mit ihrem Hoffstaat weiter bis zu vorderst, lenkte in die Pfarrbank und gab mit lautem Schnurren der Freude Ausdruck, daß sie ihre getreue Freundin und Gebieterin wiedergefunden habe. Auch die kleinen Miezchen freuten sich den Wiedersehens und kugelten sich vor Vergnügen.

Und der zagende Pfarrherr Sebastian Himmel? Eben hatte er die unvergänglichen Güter und Segnungen der Osterbotschaft gefeiert, so gut es noch ging. Nun wollte er überdenken und aufmuntern zu einem felsenfesten und allzeit stärkenden Glauben an dieses weltbeglückende Osterwunder, um dann auszuhalten bei seinem Texteswort. Da war auch das letzte Tröpflein seines Redestroms versiegt. Denn er hatte die Hörer nicht mehr. Die Frauen gukten von allen Seiten nach den Pfarrerskazen aus, tuschelten und lächelten zusammen, und die Männer streckten ihre Köpfe über die Brüstung der Empore und taten so den Frauen Bescheid. Die Predigt verstummte, und während einer überlangen Kunstpause warf das Pfarrerstöchterlein dem versinkenden Steuermann den Rettungsanker zu. Es erhob sich, schloß das ungebetene Kagentrifolium in seine Arme und trug es so ins Freie. Beim Wiederhereintreten zog es hinter sich nun doch das Portal zu, und nun begannen die Bächlein der Rede neu zu fließen und zu sprudeln. — Nie in seinem Leben aber hat Sebastian Himmel lieber Amen gesagt als nach dieser seiner ersten Osterpredigt.

Flügelstumm und bedrückten Herzens stieg er von der Kanzel herunter, und als die große Glocke auslütete, glaubte er aus jedem Schlag herauszuhören, wie seine Entgleisung von Mund zu Mund, von Haus zu Haus ging,



Joh. Rud. Huber (1668–1748). Porträt.

J. R. Huber war ein Schüler Josef Berners und lebte von 1702 bis 1738 in Bern und Basel, nachdem er sich in Italien und Paris zu einem trefflichen Porträtmaler ausgebildet hatte. Das Berner Museum besitzt von ihm die Porträts zweier Patrizien, des Joh. Ant. Tillier, Deutsch-Sackelmeisters, und des Ratsherrn Joh. Heinr. Steiger. Nach Zitelki ist die Zahl seiner Porträts 3065, daneben hat er noch eine Reihe historischer Bilder geschaffen; die meisten sind im Ausland. Das oben reproduzierte Porträt ist im Museum in Basel.

wie ein Lauffeuer durch ganz Lindenhöh. Nie mehr wollte er in diese Gemeinde kommen, denn er sah voraus: diese seine erste Predigt wird ein lustiges Ostergeschicklein werden in weiter Runde.

Und Sebastian Himmel hatte recht. Durch die ganze Gemeinde ging ein helles Lachen, und selbst der alte Pfarrherr konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Mit aller Gewalt redete er dem jungen, trübseligen Gottesmann seinen Kummer aus. Was er sich doch darüber gräme! Er sei ja nach Annas Versicherung zu einem höchst erfreulichen, ja packenden Ende gekommen, und dieses überleuchte alles Unheil. Sebastian Himmel glaubte es nicht. Die Schande! sagte er sich immer wieder, die Schande! Wenn's in der Fakultät rüchbar wird! Und nicht lange wird's gehen!

Das Pfarrerstöchterlein konnte den jungen Mann nicht so leiden sehen. Als er den Heimweg antrat, begleitete es ihn noch ein paar Schritte im Abendgold des scheidenden Ostertags. „Ich bin's gewesen, und ich nehme die Schuld ganz auf mich,“ sagte es bekümmert. „Unsere weiße Kaze und die beiden Käzlein sind in diesem stillen, ach gar so stillen Pfarrhaus meine einzigen Spielkameraden, sie sind meine täglichen und anhänglichsten Freunde und folgen mir auf Schritt und Tritt. In ihrer Unschuld können sie Küche und Keller, Pfarrhaus und Kirche nicht unterscheiden. Aber

daß es so kommen mußte, Herr Himmel, nein, das hätte ich doch nicht gedacht!"

Annas Stimme klang zaghaft und etwas umschleiert. Der junge Gottesgelehrte fühlte das aufrichtige Leid, das in ihr mitschwang, deutlich heraus, und fast schien ihm, als verdiene er dies innige Mitleid nicht ganz. Aber, wenn sie nur weiterredete! So gut, so wohl tat ihm das, und mählich wandelte sich das Unglück zum Glück. Denn Glück war ihr herzlich Plaudern, Glück war die kurze Strecke, die sie ihn noch begleitete, Glück der warme Druck ihrer Hand und Glück ihr frommer Osterwunsch: Auf Wiederseh'n!

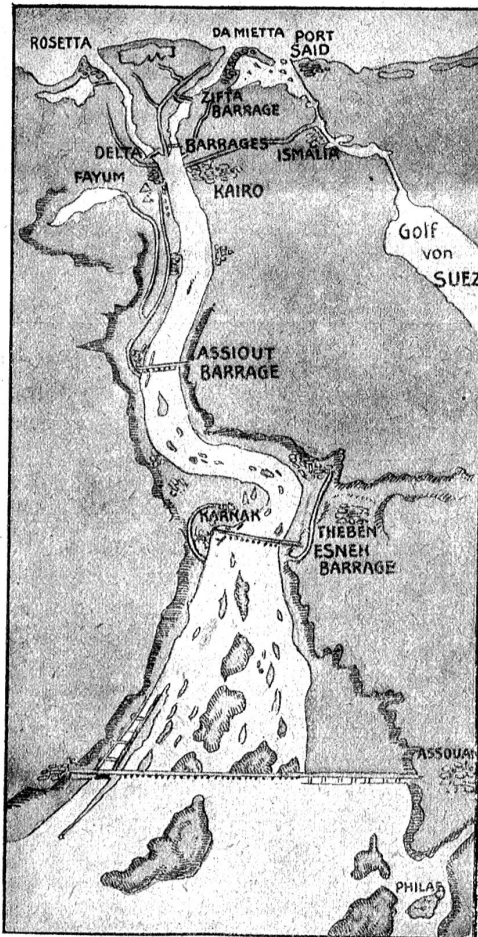
Sa, er wollte wiederkommen!

Wenn doch nur bald wieder ein Doppelsonntag wär!

Und wenn die Katzen erst wüßten, was sie in ihrer schuldigen Unschuld angestellt haben! (E n d e.)

Die Stauwerke des Nils.

„Aegypten ist ein Geschenk des Nils.“ So konnte der Grieche Herodot, der erste Reisende, der uns einen Bericht über Aegypten hinterlassen hat, seine Eindrücke von diesem Wunderlande zusammenfassen. Damals und noch bis in die neueste Zeit hinein brachten die alljährlichen Nilüberschwemmungen den düngenden Schlamm und das befruchtende Raß auf die dürren Ufer des Nils. Ohne diesen jähr-



Blick aus der Vogelschau auf den Unterlauf des Nils und seine Stauwerke (Barragen).

Der Beschauer steht tief im Süden und blickt schräg von oben herunter nach Norden. Die wirklichen Größenverhältnisse sind, um möglichste Anschaulichkeit im Wille zu erzielen, stark gegeneinander verschoben, insbesondere ist die Breite des Nils im Verhältnis zur Länge des Laufes sehr groß genommen, damit die Maßverhältnisse der einzelnen Stauwerke sichtbar zum Ausdruck kommen.

lichen Befruchtungsvorgang hätte sich das Niltal in nichts von den traurigen Wüstengegenden unterschieden, die es durchquert. Denn während der Trockenheit erstirbt dort unter der glühenden Subtropensonne alles Leben. Der Chamsin weht den Wüstenstaub in dichten Wolken über die Landschaft und umhüllt alle Pflanzen mit einer gelben Sandkruste. Vier Monate — Juli bis Oktober — dauert die Zeit der Dürre. Den Chamsin löst ein Nordwind ab, der die Ankunft des Hochwassers ankündigt. Der Nil fängt an zu steigen. Erst bringt er als „grüner Nil“ die eklen Wasser der Brackwasserlachen seines Quellgebietes in den Tropen, wo die Regenzeit eingetreten ist, etliche Tage später sodann tritt das Phänomen des „roten Nils“ — Myriaden von Mikroben, die das Licht rot brechen — in Erscheinung; der Nil hat inzwischen die Schlammrämpfe gebrochen und gurgelnd sich über das Ufergelände ergossen. Die durstende Natur trinkt gierig das köstliche Raß, Menschen und Tiere tummeln sich jubelnd im gelben Wasser, das nach Wochen erst wieder zu sinken beginnt und endlich wieder ins Flußbett zurückkehrt. Die Monate November bis Februar bezeichnen den ägyptischen Frühling, die Zeit der Aussaat und des Wachstums; dann schließen die vier Erntemonate März bis Juni das ägyptische Jahr.

So war es ehemals. Heute gibt es in Aegypten keine Nilüberschwemmungen mehr. Zu kostbar ist das segenspendende Element, als daß man es so planlos von der Natur an die nächsten Uferpartien vergaben lassen konnte; die Kulturmenschen konnten nicht zusehen, wie der größte Teil des Nilwassers ungenutzt zum Meere floß, während weite Länderstrecken, die durch Bereisung in blühende Gärten hätten umgewandelt werden können, im Banne der Wüste lagen.

Schon die Pharaone bauten Dämme und Verteilungskanäle. Die erste solche Bewässerungsanlage stammte von König Menes, 4400 vor Christi; zwei Jahrtausende später baute Amenemhet III. den Märisee, in der heutigen Provinz Fayum, als Wasserpeicher für die Trockenzeit. Die Kanäle und Wasserbeden der alten Ägypter versandeten mit der Zeit. Die spätern Bewohner begnügten sich mit Schöpfträdern, die das Wasser des Stromes einige Meter hoben und in die höher gelegenen Felder rieseln ließen. Noch heute haben die Fellachen solche von Ochsen oder Rameien getriebene Schöpfwerke im Gebrauch. An Versuchen, den Nil zu bändigen und dem Ackerbau nutzbar zu machen, fehlte es auch in den späteren Jahrhunderten nicht. Aber erst dem Zeitalter der Technik, dem 19. und 20. Jahrhundert, gelang es, dieses schwierige Unternehmen zum guten Ende zu führen. Heute gibt es in der Tat keine Überschwemmungen und kein ungenutztes Nilwasser mehr. Den großen Gedanken der Nilregulierung nahm um 1833 der Franzose Linant de Bollfonds zuerst wieder auf. Er schlug dem damaligen Herrscher Mohammed Ali vor, quer durch die beiden großen Deltaarme (den von Damiette und den von Rosette) Schleusendämme zu bauen, die das Wasser zu allen Jahreszeiten auf gleicher Höhe erhalten sollten. Das Werk blieb stecken. Erst 1863 wurden die ersten Delta-Barrage (siehe Planskizze Seite 600) fertig. Sie überspannte den Deltaarm von Rosette in einer 475 Meter langen Schleusenbrücke mit 61 Durchlässen. Das Werk erwies sich als nicht solid genug und mußte außer Betrieb gesetzt werden. Ähnlich erging es der zweiten Delta-Barrage, der vom Damiette-Arm. Auch sie vermochte dem Wasserdruck nicht standzuhalten und mußte trotz vollzogener Verstärkung aufgegeben werden. Da beschloß die Regierung, um die Wende des Jahrhunderts, den Bau eines Staudammes dicht unterhalb der Niltinsel Philae, oberhalb der Stadt Assuan. Die Anlage wurde der englischen Firma John Bird & Company übertragen, aber zu sehr schweren Bedingungen; bezahlt sollte die Arbeit erst werden, wenn sie sich bewährte. Die Firma griff das Unternehmen trotzdem an und führte es nach schwerem